



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., I.: Deutsche Träume.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein erworbenes oder zu erwerbendes Nennomée nicht angenommen hätte. Statt einer Zunahme würde sich also wahrscheinlich eine Abnahme der Proceffe herausstellen; und das schon deshalb, weil der Anwaltzwang die von der verlierenden Partei zu tragenden Kosten vermehren, also gewissermaßen auf leichtsinniges Proceßiren eine Geldstrafe setzen würde. Natürlich müßten für arme Parteien, denen die Vorschüsse an den Anwalt unmöglich sind, Einrichtungen, ähnlich wie die französischen Bureaus d'assistance judiciaires getroffen werden, welche dafür sorgen, daß Armuth nicht zu einem unübersteigbaren Hinderniß werde, gültige Rechtsansprüche zu verfolgen. Ebenso wenig halten wir die Besorgniß für gerechtfertigt, daß durch Befreiung der Advocatur der Anwaltstand herunterkommen würde, wie das in einigen deutschen Nachbarstaaten allerdings geschehen ist. Sobald aber die preußischen Advocaten ganz dieselbe praktische Schule von fünf Jahren durchzumachen gehalten sind, wie heute die preußischen Richter, ist dafür kaum ein triftiger Grund anzuführen. Das Einkommen mancher Anwälte würde sich freilich bedeutend mindern, aber damit noch nicht die Ehrenhaftigkeit des Standes, für welche durch einen Ehrenrath und die Erleichterung des Ueberganges zum Richteramt bei denjenigen, welchen die besondern Eigenschaften eines guten Anwalts abgehen, vor allem aber durch die Deffentlichkeit des Verfahrens vor den Augen und Ohren des controlirenden Publicums hinreichend gesorgt werden kann.

Mit diesen Andeutungen über den wahrscheinlichen nächsten Verlauf der preußischen Justizreformen wollen wir dieselben, so weit sie die Gerichtsverfassung und den Civilproceß betreffen, verlassen und zu einem nicht minder wichtigen und wahrscheinlich allgemeiner interessanten Theil derselben übergehen, dem Criminalproceß.

Deutsche Träume.

Deutsche Träume. Roman von Ludwig Steub. 3 Bd. Braunschweig, Vieweg. —

Die Selbstbekenntnisse Schillers. Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena, am 4. März 1857. Von Prof. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Hermann. —

Seit dem Werk der Frau von Staël über Deutschland gelten wir dem Ausland als ein reich begabtes, ja im Durchschnitt geniales Volk, welches aber den Fehler habe, das Traumleben mit der Wirklichkeit zu vermischen. Jeder Deutsche, bevor er sich gehörig legitimirt hat, steht im Verdacht, ein Träumer,

Poet oder Idealist zu sein. Bulwer hat einen seiner Romane dem deutschen Volk gewidmet, „einem Volk von Denkern und Kritikern“. Es sind nicht bloß die Ausländer, die so über uns urtheilen, unsere eigenen Schriftsteller haben es an ähnlichen Klagen nicht fehlen lassen und wenn es auch mancher mit dem Geständniß: „wir sind allzumal Träumer“ so meint wie der Prediger auf der Kanzel, der sich selber im Stillen ausnimmt, so merkt man doch bei den meisten Schriftstellern ein geheimes unbehagliches Bewußtsein der Mitschuld heraus. Wenn aber die Dichter, die uns statt lebendiger Gestalten Traumbilder vorführen, sich dadurch zu rechtfertigen suchen, daß sie nur das geben können, was ihnen das Volk bietet, so wäre noch vorher festzustellen, wem der größere Theil dieser Schuld zur Last fällt. Einen Beitrag zur Lösung dieser Frage finden wir in den genannten beiden Schriften, die wir unter diesem Gesichtspunkt zusammenstellen.

Kuno Fischer charakterisirt die poetische Entwicklung Schillers von den Karlschülern bis zu der Professur in Jena als eine Reihe von Selbstbekenntnissen. In seiner Zeit konnte die Poesie keine andere Richtung haben, die ganze Empfindungsweise des Geschlechts machte es nothwendig. Die Uebereinstimmung mit der Natur galt als die höchste Aufgabe der Menschheit und diese Forderung mußte nothwendig zum Widerspruch gegen die überlieferten Sitten, gegen die geschichtlichen Mächte führen. Aber eine Natur, die alle positiven Zustände verleugnet, lebt nur in der Empfindung und Phantasie. Je mehr der Apostel der Natur seinen Phantasiemenschen liebt, je leidenschaftlicher flieht er die wirklichen. Diese Empfindung hatte zuerst Rousseau kräftig ausgesprochen, von ihm überkam sie Schiller, in seinem jugendlichen Enthusiasmus Rousseaus eifrigster Verehrer. Aber seine Bedeutung für die Culturgeschichte liegt eben darin, daß es ihm in stufenweiser Entwicklung gelang, die ideale Anschauung mit der wirklichen zu versöhnen. Es ist ihm gelungen, indem er Schritt vor Schritt seiner Wanderjahre beichtete, die phantasirende Empfindung, die sich zunächst gegen die Wirklichkeit nur negativ verhält, zu einer bejahenden poetischen Weltanschauung zu erfüllen. Bei seiner vorwiegend dramatischen Anlage gab er seinen Selbstbekenntnissen sofort eine dramatische Gestalt, aber in diesen Dramen erscheinen keine wirklichen, von dem Dichter abgelösten Charaktere, sondern nur die Projectionen seiner eignen Empfindungsweise. Das was sie wirklich darstellen, ist wesentlich verschieden von dem, was der Dichter mit ihnen beabsichtigt. So wechselt schon bei Karl Moor das heroische Pathos fortwährend mit dem idyllischen. Jeder mächtige Eindruck reißt ihn fort, die Gewalt der augenblicklichen Empfindung beherrscht ihn unwiderstehlich. Er ist auch in den böhmischen Wäldern derselbe Knabe geblieben, dessen Erinnerungen in ihm wach werden, wie er den Boden seiner Heimath betritt. Seine Phantasie spielt mit den Bildern fort,

die sie damals geschaffen und seine Seele lebt nur in diesen Phantasien. Moors Räuberthum ist nichts anders als ein verunglücktes Phantasiespiel. Er phantasirte sich zum Räuber, er wollte den Räuber spielen und seine Tragödie ist, daß sich mit dem wirklichen Leben und dem Ernst geschichtlicher Verhältnisse nicht spielen läßt. Mit dieser Erfahrung muß er sein Phantasieleben beschließen. Nur darin wuchert noch die überschüssige Phantasie, nur darin imponirt er sich selbst noch zu sehr, daß er glaubt, die sittliche Welt sei so leicht zu zerrütten.

Ebenso wenig ist Fiesco das geworden, was der Dichter wollte, er ist wie sein Dichter ein genialer phantastevoller bestimmbarer Jüngling, den jeder große Eindruck fortreißt und der am wenigsten gemacht ist, ein politischer Charakter zu sein. Man muß seiner Empfindungen vollkommen Herr sein, seinen Entwürfen, wie mächtig sie auch die Seele bewegen, in jedem Augenblick befehlen können wie Richard III.: „taucht unter ihr Gedanken!“ und die Gedanken müssen in jedem Augenblick gehorchen, wenn ein politischer Charakter entstehen soll, wie Schiller seinen Fiesco im Sinn hatte. So wenig er selbst, der bewegte und bewegliche Dichter, seine Leidenschaften unterdrücken und ihnen gebieten mochte: „taucht unter ihr Gedanken!“ — so wenig vermag es Fiesco, der Held seines politischen Trauerspiels. Fiesco verhält sich zu seinen Plänen ebenso wie Schiller zum Plan des Fiesco. Das künstliche Gewebe zerreißt jeden Augenblick an einer mächtig hervorspringenden Naturempfindung; jeden Augenblick wird es von einer Gemüthswallung überflutet, jeder verführerische Eindruck spielt dem Fiesco unwillkürlich die Fäden seines Plans aus der Hand. Sein poetisches Idyll ist eine Mondnachtswärmerei, die nächste Morgendämmerung macht ihm andere Gedanken. Mit phantastrenden Empfindungen läßt sich schwärmen, aber nicht handeln. Zu großen Handlungen, welche erneuernd und umgestaltend in das menschliche Leben eingreifen, gehören große praktische Naturen, besonnen und ausdauernd, menschenkundig und welterfahren, leidenschaftlich aber nicht wetterwendisch. Wirkliche Helden bedürfen noch anderer Triebfedern als Empfindung und Phantasie.

Auch Posa trägt durchgängig die Spuren einer Phantasie, die eben erst das Arkadien der Natur verlassen, eben erst den ersten Schauplatz der Geschichte betreten hat. Er überträgt das Idyll der Natur auf die geschichtliche Welt; aber diese Naturform paßt nicht auf die Geschichte; weder ist das Ziel der Geschichte die bloße Weltbeglückung, noch weniger läßt sich dieses Ziel, wenn es überhaupt möglich wäre oder auch nur wünschenswerth, plötzlich erreichen und wie mit einem Schlage. In diesem Sinn beurtheilt, ist das geschichtliche Ideal Posas wirklich eine „sonderbare Schwärmerei“. Gesezt aber auch, ein Weltplan, wie er ihn im Sinn hat, wäre möglich, so wäre er nicht der Mann ihn auszuführen, denn die Ausführung hinge davon ab, daß die

richtigen Mittel ergriffen werden mit fester Hand, ohne jede Schwankung. Aber seine Phantasie ist mächtiger als sein Plan, zu jung und zu beweglich, um der Macht eines unberechneten und verführerischen Augenblicks zu widerstehen. Der ganze Plan scheitert an einem Moment, der seine Phantasie überwältigt und es bleibt ihm nichts übrig als für das Ideal einer geschichtlichen Welt zu sterben, die er idyllisch träumt.

Der Schlüssel zu dem Räthsel jener drei Stücke liegt nicht so tief versteckt, daß man ihn nicht schon vielfältig aufgefunden hätte, aber das schmälert das Verdienst Runo Fishers keineswegs: er hat dem allgemeinen Gefühl einen schönen, geistvollen und correcten Ausdruck gegeben. Nicht das Gleiche können wir von seinem Versuch rühmen, in drei lyrischen Gedichten: Resignation, die Götter Griechenlands und die Künstler den Uebergang von dieser subjectiven Empfindungen zu einer objectiven nachzuweisen. Der Inhalt der Resignation soll folgender sein: „Genießen läßt sich nur die Gegenwart. Wer auf diesen Genuß Verzicht leistet, dem bleibt nichts übrig als die Zukunft, als die Hoffnung, daß die Zeiten erfüllen werden, was wir Großes gewollt und begonnen haben: dem bleibt also nichts übrig als der Glaube an die Geschichte.“ Darauf ist einfach zu erwiedern, daß sich von diesem angeblichen Inhalt in dem Gedicht kein Wort vorfindet. Wenn uns Runo Fischer fragt, wie die letzte Zeile: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht in das Gedicht hineinkommt, so können wir ihm nur antworten, indem wir seine eigene Methode vom Dramatischen ins Lyrische übertragen: dieser letzte Gedanke schwebte Schiller ungefähr in der Weise vor, wie ihm der Charakter Fiescos und Posas vorschwebte, allein er mußte ihn nicht auszudrücken und so wurde denn jener erst gewollte Schlusssatz, der zu dem gegenwärtigen Inhalt des Gedichts in keiner Weise stimmt, da eingefügt, wo es eigentlich mit den Worten Posas heißen sollte: „O Gott das Leben ist doch schön!“ oder etwas der Art.

Die Götter Griechenlands sind richtig erklärt, aber da Runo Fischer bei dieser Gelegenheit auf anderweitige falsche Auslegungen aufmerksam macht, so muß hinzugefügt werden, daß dies Gedicht im Grund von allen neuern Auslegern vollkommen richtig und zuweilen besser erklärt ist als von Runo Fischer, denn daß er um der Consequenz willen die Phantasiewelt der Götter Griechenlands ein „heroisches Idyll“ nennt, ist doch wol nur eine Spielerei.

Die Götter Griechenlands schließen mit der Sentenz: „was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn!“ d. h. mit dem ausgesprochenen Contrast der Poesie gegen das Leben. In den Künstlern dagegen erscheint die Kunst als die Erzieherin des Menschengeschlechts, die jeden Fortschritt der Gesittung bedingt, begünstigt und vollendet. „Nur ein Jahr,“ sagt Runo Fischer,

liegt zwischen diesem Bekenntniß und den Göttern Griechenlands; und in diesem einen Jahr hat sich seine Weltanschauung mit der Geschichte und der Gegenwart ausgesöhnt und den letzten Mißklang, der sie noch störte, harmonisch gelöst.“ — Was aber noch viel merkwürdiger ist, jene Stelle ist überhaupt gar nicht vor den Künstlern, sondern nach den Künstlern geschrieben, denn sie steht erst in der zweiten Ausgabe des Gedichts. Zu dieser Ungenauigkeit hat sich Fischer durch sein Streben verleiten lassen, bei Schiller einen ununterbrochenen folgerichtigen Fortschritt zu einer immer richtigern Lebensauffassung nachzuweisen. Dieses wohlgemeinte Bestreben läßt sich nicht durchführen, weder in den lyrischen Gedichten, wo das mystische Reich der Schatten, das vom Künstler eine fast brahminenartige Abstraction fordert, in eine ziemlich späte Zeit fällt, noch in dem Drama, wo die Braut von Messina und die Jungfrau von Orleans auf den Wallenstein folgen. Selbst Wallenstein ist unter den Händen des Dichters nicht ganz das geworden, was er werden sollte. Auch bei ihm mischt sich das Idyll nicht selten verwirrend in den Heroismus und die Staatsklugheit.

Wir möchten überhaupt den ungeheuren Fortschritt, der sich in Schillers dichterischer Entwicklung augenscheinlich kund gibt, nicht in dem Stoff, nicht in der Lebensauffassung, sondern in der Kunstform suchen. Es ist schade, daß Fischer in der Charakteristik der ältern Dramen nur die eine Seite ins Auge gefaßt hat, nur die Beziehung zum Ideal der Menschheit, während er die Betrachtung der Kunstform ganz hintansetzt. Was er hier von Schiller sagt, könnte man mit demselben Recht auf Goethe anwenden. Auch Goethe hat im Grunde nur große Confessionen gegeben. Zuerst den Götz, Werther, Faust, Prometheus; den Clavigo, Egmont, die Mitschuldigen (denn diese gehören auch dazu); dann in der zweiten Periode Tasso, Meister, Iphigenie; endlich in der dritten die Wahlverwandtschaften und Wanderjahre. Auch Goethe ging wie Schiller aus der Hitze des Titanismus zuerst zur Schattenwelt der Antike, dann wenigstens in der Tendenz zum modernen realistischen Leben über, aber bei ihm werden wir sehr unschlüssig sein, welcher Periode wir den Preis zuertheilen; für die dritte Periode wird sich niemand, die meisten für die erste erklären. Die dichterische Kraft strömte in seiner frühesten Jugend mit einer so unwiderstehlichen Gewalt aus seinem Herzen hervor, daß man kaum die vollendete Reife der Bildung vermißt. Sein poetischer Ausdruck ist vollkommen, nicht bloß für den Augenblick hinreißend, sondern durch seine ewige Wahrheit überwältigend, seine Einsicht hat sich später unendlich erweitert, aber man kann kaum sagen, daß sie sich vertieft hat.

Ganz anders bei Schiller. Ein außerordentliches dramatisches, namentlich theatralisches Talent läßt sich in seinen vier ersten Stücken nicht verkennen, aber im Uebrigen läßt sich auf sie wie auf seine früheste Lyrik das Wort

anwenden, welches Voltaire mit Unrecht über Shakspeare aussprach: man glaubt es mitunter mit einem betrunkenen Wilden zu thun zu haben. Wir meinen damit nicht bloß die Kraftausdrücke, in denen Schiller alles überbietet, was Lenz oder Bürger oder Heinse in ihrer Sturm- und Drangperiode gesagt haben, sondern hauptsächlich die hohle Declamation, die den Sinn entweder schief ausdrückt oder sich auch wol des Sinns ganz überhebt. Und zu welcher Meisterschaft in der Form hat er es in seinen spätern Dramen gebracht! Wenige Ausnahmen abgerechnet ist die Sprache klar, energisch, ergreifend und maßvoll. Während Goethe seinen Genius immer mehr an kleine Aufgaben verschwendet, in der Composition immer mehr die Kunstform aufgibt, stellt sich Schiller mit jedem neuen Werk in der Technik sicherer und mit der errungenen Meisterschaft nimmt auch seine Productivität immer zu. Dabei ist noch ein Umstand ins Auge zu fassen. Schillers Andenken umschwebt der Nimbus einer gewissen Heiligkeit, vor der auch der Sünder sich beugt: diesen Ausgang würde man aber in seiner Jugendgeschichte bis zu seinem dreißigsten Jahr kaum erwarten. Aus einer wilden und unreifen Jugend erhob sich der Dichter durch die Kraft des Willens zu jener vollendeten sittlichen Gestalt, die wir noch heut verehren, während Goethe nie daran dachte, seinen angeborenen edlen Instinct durch allgemeine Ideen zu befestigen.

Goethe war ein Günstling der Natur; das Herrlichste, wonach der Mensch begehrend die Hände ausstreckt, ward ihm im Traum gewährt; weder in der Kunst noch im wirklichen Leben hat er je die bittere Nothwendigkeit angestrengter Arbeit empfunden. Seine Seele war wie ein Spiegel, der alle Eindrücke der Welt verschönert wiederstrahlte. Er ließ die Bilder flüchtig vorübergehen, zufrieden, wenn das eine oder das andere sich fragmentarisch figirte. Er sah die Welt nur in seinen Freunden, die dem Dichter huldigten, weil sie den Menschen verehrten. Die objective Wirkung seines Kunstwerks war ihm gleichgiltig und durfte ihm gleichgiltig sein. Schiller sah nichts, was er nicht mit Anstrengung suchte, er begriff nichts, was er nicht methodisch durchdrang. Bei ihm konnte die Bildung nur die Frucht sauern Schweißes sein, aber ein eiserner Wille ersetzte diese Unvollkommenheiten seiner Natur, wenn man sie so bezeichnen darf, und fast möchten wir es ein Glück nennen, daß er äußerlich genöthigt war, die Wirkung seiner Werke auf die Menge zu berechnen, und zu diesem Zweck sich mit vollem Bewußtsein die Kunst anzueignen. Mit reichem Talent waren beide Dichter von der Natur ausgestattet, aber die Schönheit empfing der eine eine Gabe noch als halbes Kind aus ihren Händen, die sie dem andern als fernes Ziel auf einem dornenvollen Pfade vorhielt. Wer wollte entscheiden, welcher von beiden der begünstigtere war.

Beide Dichter haben das Reich der deutschen Träume um ein Beträcht-

liches vermehrt. Sie haben auf Kosten der Wirklichkeit und ihres Gesetzes das Gemüthsleben in all seinen Nuancen verherrlicht und ihm eine Kraft und Wirksamkeit beigelegt, die ihm in der That nicht zukommt. Sie handelten darin im Sinn und Charakter ihrer Zeit. Wenn Schiller in der berühmten Abhandlung, die unsere Aesthetik durch sehr bedeutende Begriffsbestimmungen bereichert, sie aber auch vielfach in die Irre geführt hat, die gesammte moderne Poesie im Gegensatz zur antiken als sentimental bezeichnet, so war das ein Irrthum, den man durch eine unvollkommene Kenntniß der Thatfachen entschuldigen, den man aber heute nicht mehr nachsprechen darf. Desto treffender ist jene Bezeichnung für die Poesie des 18. Jahrhunderts. Sentimentale Perioden der Literatur d. h. Perioden, in welchen der Geist der höhern Gefühls- und Verstandesbildung mit dem Gesetz der Wirklichkeit zerfallen war, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber sie traten sonst durchweg erst dann in das Leben einer Nation ein, wenn die poetische Kraft abgeschwächt war. Das Eigenthümliche des 18. Jahrhunderts liegt darin, daß wenigstens für Deutschland der Gegensatz zwischen der innern und äußern Welt im Augenblick der höchsten poetischen Krafterregung eintrat. Während sonst bei allen Völkern die classische Poesie den reifsten Ausdruck der wirklichen Volksbildung gibt, steht die classische Poesie der Deutschen zur wirklichen Volksbildung in einer entschiedenen Opposition. Da ihr aber kein bestimmtes Ziel vorschwebt, dem man folgerichtig zustreben könnte, so ist ihr Charakter zugleich sentimental, schwermüthig, verstimmt, und es begegnet ihr fast überall, daß sie die Schwäche feiert, wo sie die Kraft zu verherrlichen glaubt. Das gilt von Werther, Götz, Faust, Tasso u. s. w. nicht minder, als von Karl Moor, Fiesco und Marquis Posä. Der tiefere Grund dieser seltsamen Erscheinung liegt darin, daß der sittliche und ästhetische Geist des griechischen Alterthums sich von der Theologie und dem politischen Mechanismus loszureißen strebte, der seit zwei Jahrhunderten das nationale Leben erstickte.

Als Erbin des Pietismus, als Zeitgenossin der französischen Revolution eröffnete die deutsche Dichtung, im Gegensatz zur prosaischen Wirklichkeit, den Schacht des Gemüths, und da sie für die Fülle desselben keine reale Gestalt vorfand, so legte sie Maskenbilder an, die bald der homerischen Welt, bald dem Mittelalter, bald auch einem rein phantastischen Traumleben entnommen waren. Der Zauber, den die mächtige Persönlichkeit unserer Dichter, namentlich Goethes und Schillers, auf die unreife Masse ausübte, rief nicht blos eine zahllose Menge von Nachahmern hervor, die gleich ihren Vorbildern starke Velleitäten mit schöpferischer Kraft verwechselten, sondern sie hat auch in einer Periode, wo das Reich des bloßen Ideals nicht mehr genügen wollte, höchst verwirrend auf das öffentliche Leben eingewirkt, da nun die Werther, die Karl Moor, die Ardinghello, die Allwill, die Faust u. s. w. angingen,

auf der Gasse zu predigen und an den Staat die Zumuthung stellten, er solle jeden gemüthlichen Einfall, den ihnen irgend ein Dämon eingab, augenblicklich verwirklichen.

Hier ist eine Bemerkung einzuschalten, die man häufig übersieht und die doch von der größten Wichtigkeit ist, wenn man sich nicht der verkehrtesten Urtheile schuldig machen will. Jeder aufrichtige Freund des Vaterlandes und der Menschheit hat das Recht, auch die größte, die schönste Erscheinung anzufechten, sobald etwas in ihr enthalten ist, was die Gesundheit des Volks vergiftet. Nur die weinerlichen schwachmüthigen Jünger der Romantik werden Lessing tadeln, daß er zum Werther, dessen poetische Kraft er keinen Augenblick verkannte, einen cynischen Schluß wünschte. Aber man muß einen gewaltigen Unterschied machen zwischen den Schöpfungen, die mit unmittelbarer Frische aus der Seele hervorquellen, die man daher als nothwendige Naturerscheinungen begreifen muß, und den Kunstwerken der bloßen Reflexion, die dem Strom des Geschmacks folgen, ohne ein inneres Leben zu enthalten: man muß einen gewaltigen Unterschied machen zwischen Goethes Wilhelm Meister und Immermanns Epigonen, obgleich beide in dieselbe Classe gehören. In unserer Zeit ist es nicht die innere Nothwendigkeit des Gemüths, die zu ähnlichen Verirrungen führt, sondern die falsche Geschmacksbildung, oder gradezu die Reminiscenz.

Wir haben vor einigen Jahren, als wir noch sehr lebhaft die Nachwehen der sogenannten Revolution von 1848 empfanden, an einem damals vielgelesenen und vielgefeierten Roman, an Guskows Rittern vom Geist, ein strenges Gericht ausgeübt, nicht um den Dichter zu bekämpfen, der immer noch talentvoller ist als viele andere, sondern eine Krankheit, die sich aus einer acuten in eine chronische zu verwandeln drohte. In den Rittern vom Geist waren die Enkel von Karl Moor, von Werther, von Faust und all den übrigen Selbstquälern versammelt, die ungleich ihren Vorfahren an der unmittelbaren Verbesserung der öffentlichen Zustände arbeiteten. Voll von geistreichen Einfällen, von unklaren Belleitäten, waren sie in Bezug auf ihre Ideale so liberal, daß sie die entgegengesetzten Richtungen in sich aufnahmen, wenn sie nur von geistreichen Persönlichkeiten getragen wurden. Daß dieses Geschlecht der Ritter vom Geist noch nicht ausgestorben ist, darüber belehrt uns auf eine erschreckende Weise der neue Roman: Deutsche Träume.

Der Verfasser erfreut sich eines geachteten Namens, er hat sich als antiquarischer Forscher und als liebenswürdiger Tourist ein gerechtes Ansehen erworben, im Fach der Novelle scheint dies sein erster Versuch zu sein. Nur im Vorbeigehn wollen wir bemerken, daß sich einzelne sehr ansprechende Bilder, treffende Zeichnungen namentlich satirischer Art und interessante Bemerkungen darin vorfinden. Die Composition erhebt sich nicht über das ge-

wöhnliche Niveau, der Reichthum der Erfindung ist nicht groß. Was uns hier ausschließlich beschäftigt, ist die scharf ausgeprägte Tendenz.

Man pflegt zu behaupten, die Demokratie sei ausgestorben. Versteht man darunter eine politische Partei, die weitergehende Ziele verfolgt als wir, aber bestimmt angeschaute und erreichbare Ziele, etwa die Partei Waldeck in der ehemaligen preussischen Nationalversammlung, so würden wir das Aussterben dieser Partei, auch wenn wir sie oft bekämpft haben, im Interesse der öffentlichen Staatsentwicklung nur bedauern. Gerade weil die entgegengesetzte Seite so stark vertreten ist, wird ein Gegengewicht erfordert, um den Compromiß, die Seele alles politischen Fortschritts, möglich zu machen. Erst wenn die Demokratie in diesem Sinn in dem preussischen Landtag ihre Vertretung findet, wird dieser der vollständige Ausdruck des preussischen Volks sein.

Versteht man dagegen unter Demokratie, und das geschieht gewöhnlich, die Neigung, auf bloße Einfälle des Gemüths die Politik zu gründen, Fragen, welche die angestrengteste Aufmerksamkeit des Verstandes erfordern, durch Geschrei, durch Toaste, oder durch ein Bonmot zu entscheiden, so wäre es in der That hohe Zeit, daß man dieses Geschlecht der deutschen Träumer, oder besser gesagt der deutschen Kinder, endlich beseitigte. Dies ist die Demokratie, welche Gutzkow in den Rittern vom Geist, welche Steub in den deutschen Träumen verherrlicht, oder beschönigt — beides kommt poetisch betrachtet auf dasselbe heraus. Es ist vielleicht die seltsamste Erscheinung, daß Steub die kindische Verkehrtheit seiner Helden ganz richtig durchschaut, die Ironie sogar ziemlich stark hervortreten läßt, und sie doch als Helden, nicht als Don Quixotes behandelt. Der Eindruck dieser doppelten Stimmung ist so wunderbar, daß man fast annehmen möchte, der Verfasser habe ein altes unter einer ganz andern Ansicht geschriebenes Manuscript nach seiner neu gewonnenen Ueberzeugung durchgearbeitet, ohne daß es ihm doch gelungen wäre, eine einheitliche Farbe herzustellen.

Vier Knaben spielen im Gartenhaus einer kleinen Stadt mit Korkschiffen, die sie als eine Flotte behandeln, nach entfernten Gegenden entsenden; der eine ist König, der andere Admiral u. s. w., wie man es eben als Knabe zu machen pflegt.

Nach einigen Jahren finden sich diese vier als Jünglinge wieder zusammen, der eine ist Referendarius, der andere ein reicher Junker, der dritte sein Bedienter, der vierte angehender Yankee. Sie veranstalten in jener kleinen Stadt mit Hilfe einiger einfältigen Spießbürger eine politische Demonstration, wo sie mehr wohlgemeinte als inhaltreiche Reden halten; die Polizei jenes Orts nimmt sich ganz gegen das Costüm der vierziger Jahre der Sache an, der Referendarius wird wegen seiner Rede in erster Instanz zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt, der Junker, der sich wahrscheinlich noch als echter

Corpsbursch betrachtet, befreit ihn mit Hilfe seines Bedienten bei hellem lichten Tage auf dem Markt durch einen kühnen Reiterangriff und als die Sache endlich doch mißlingt, bricht eine ganze Bande in das Gefängniß ein, darunter der Yankee, der mit dem unvermeidlichen Revolver unter die Leute schießt, als ob er Büffel vor sich hätte, und bei dieser Gelegenheit kommt der Referendarius ums Leben. Das sind die Helden der Begebenheit, dazwischen spielen dann pedantische Juristen, nichtswürdige Präsidenten, liederliche Barons u. s. w. die bekannte Rolle. Vielleicht die meisten der hier geschilderten Scenen sind im wirklichen Leben vorgekommen, aber wir müssen unsere schon häufig ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen, daß dieser Umstand noch keineswegs ausreicht, ihnen ein Bürgerrecht in der Poesie zu verschaffen. Der Dichter, auch der Romanschreiber hat nicht die Aufgabe, uns die Misere vorzuführen, die sich jedem Menschen ohne fremde Beihilfe aufdrängt, sondern das Bedeutende ans Licht zu stellen, das sich dem gewöhnlichen ungeübten Blick entzieht. Das gilt vom Idealisten wie vom Humoristen. Wird dagegen eine Satire beabsichtigt, so muß sich klar erkennen lassen, wem die Satire gilt. Die bloße Verstimmung ist das unfruchtbarste Gefühl, das es auf der Welt gibt, und muß am entschiedensten aus der Dichtung verbannt werden, die uns aus der Misere des Gewöhnlichen erheben soll. Dem talentvollen Verfasser wünschen wir aufrichtig, daß er durch diesen Tribut an die Mode der Zeit die Krankheit der „deutschen Träume“ von sich abgeschüttelt haben möge.

J. S.

Die Bedeutung der Ständeversammlung in Stuttgart.

Am 4. Mai dieses Jahres haben die Stände des Königreichs Württemberg nach einer Unterbrechung von vielen Monaten ihre Verhandlungen wieder aufgenommen. Wenn nun zwar die Landtagsitzungen eines mittleren oder kleineren deutschen Staates an sich nur sehr wenig Anziehendes für die nicht diesem Staate angehörigen Deutschen zu haben pflegen: so dünkt mir das bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, bei der gleichen Noth, welche uns alle drückt und im Hinblick auf das öffentliche Leben im Königreich Württemberg hinsichtlich der jetzt schwebenden Verhandlungen ein Anderes. Es sind die gleichen Ansprüche und die gleichen Versuche, welche in ganz Deutschland die Runde machen, bald offener, bald versteckter, bald pochend auf den Buchstaben des Gesetzes, bald gehüllt in das materielle Recht, das ge-